



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 52, 10.11

Jurica Pavičić
Der Schlangentöter

Literatur im Herbst: Via Donau
28.10.-30.10.2011

Das Programm im Odeon

Richard Wagner
Auf dem Donau-Ticket

Das letztmögliche Buch über die Donau und ihren Raum hat für uns in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Triestiner Claudio Magris geschrieben. Es heißt »Donau« und führt uns durch die kulturgeschichtlichen Bedeutungen des Großraums. Damals, in den siebziger Jahren, als der Kalte Krieg alles, aber auch alles an Zuordnungen ausgehebelt und die gesamte Welt, auch die europäische, auf zwei Lager reduziert hatte, war das bestimmt ein Wagnis. Ein Wagnis, aber auch ein Versprechen. Denn so über den Donauraum zu schreiben, bedeutete damals die Ergebnisse des Kalten Kriegs, die Moskau mit jeder neuen Geste, mit jedem Friedensangebot, zu zementieren versuchte, infrage zu stellen, mit einem Wort, über den Donauraum zu sprechen war damals subversiv.

Der Donauraum, so die schlichte Erkenntnis, was das Gegebene angeht, verbindet nicht nur West und Ost, er ist ein Fundament dieser Verbindung. Man kann nicht vom Donauraum sprechen, ohne zwei Begriffe ins Spiel zu bringen: Habsburg und Mitteleuropa. So unterschiedlich sie sein mögen und so verschieden man sie auch verstehen mag, ohne sie ist der Raum nicht beschreibbar. (Seite 2)



Fortsetzung von Seite 1

In der Monarchie wurde die Kaiserhymne in zehn Sprachen gesungen. Der Kaiser konnte es sich leisten. Seine Völker, wie sich herausstellen wird, nicht. Sie wollten zwar in ihrer Sprache singen, aber nicht das Lied auf den Kaiser. Die Folgen sind bekannt.

Bekannt ist auch, dass er, der Kaiser, seit dem Ende des Gesangs verschwunden ist, und dass die Spekulationen über sein Verschwinden durchaus als lukrativ gelten können. Die Behauptung aber, sie würden einen beträchtlichen Teil der republikanischen Ausgaben decken, ist als stark übertrieben zu bewerten. Die Spekulationen halten bis heute an, weil man denkt, er könnte sich ja vielleicht doch unter uns aufhalten, inkognito, versteht sich.

Manche vermuten den Kaiser jetzt sogar in Brüssel. Die einen rechnen damit, die anderen befürchten es. Sind wir an einem Punkt angekommen, an dem wir schon einmal waren? Ja und nein.

1989 hat den Völkern Osteuropas die Freiheit gebracht, worin aber besteht die Freiheit zwanzig Jahre danach? Bis vor kurzem war in zahlreichen Milieus nichts populärer als der Euro, und nichts unpopulärer als die EU. Inzwischen ist der Euro genau so unpopulär wie die EU. Wie ist das zu verstehen? Wie soll man verstehen, dass man den Euro und die EU am liebsten wieder abschaffen möchte? Die größten EU-Gegner sind heute in den kleinsten EU-Staaten anzutreffen. Das gilt auch für den Donauraum, dessen politisches Ordnungssystem den Kleinstaat zur Grundlage hat. Es gilt das Gulliver-Prinzip des maghrebinischen Nationalökonom Griselin: Geopolitisch und ethnographisch sind diese Länder vergleichbar, die Unterschiede liegen in der Wirtschaftsleistung. Der Freistaat Bayern und die Republik Österreich sind neben Rumänien und Bulgarien Giganten.

1989 hat auch diese Art Vergleich wieder möglich gemacht. Geht man der Sache auf den Grund, so wird man feststellen müssen, dass nicht der Kommunismus allein das Desaster zu verantworten hat, sondern die gesamte Nationalgeschichte, einschließlich der Hymne und des Wappens, zu den Verursachern gehört.

Zur Erinnerung: Zu den wichtigsten Errungenschaften von 1989 gehört die damals mit dem Wort Reisefreiheit bezeichnete Form der Libertas. Sie bleibt heute meistens unerwähnt. Dabei hat der Wegfall der Passkontrolle Europa in mancher Hinsicht erfreulich kleiner gemacht. Man kann jetzt von München bis Bukarest und Sofia durchbrettern. So frei ist man jetzt.

Zurück zur Donau. Meine eigenen Vorfahren sind diesen Fluss runtergeschippert, von Ulm aus, und ab Regensburg. Nach Ungarn und in die Schwäbische Türkei, und von dort, über Land, zur Theiß und an die Marosch, ins Temeschburger Banat. Das war im 18. Jahrhundert. Maria Theresia und ihr Sohn Joseph haben es möglich gemacht. Auch damals fuhr man ins Ungewisse, wenn man in den Osten fuhr, und man fuhr sogar hin, um zu bleiben.

Und heute? Hier ein Verwegener und dort ein Narr, und einer, der es nicht lassen kann. Aber sonst? Sonst ist es ungefähr so, als hätte sich Gregor von Rezzori im Dezember 1989 dafür entschieden, seinen Lebensabend, statt auf dem Landgut in der Toskana, in Bukarest zu verbringen. Wer von West nach Ost geht, leistet weiterhin einen Verzicht, wer von Ost

nach West umzieht, fühlt sich immer noch gerettet. Die schönsten Metropolen in Ostmitteleuropa, Prag und Budapest, sind zu Orten der Rundum-Vermarktung geworden, der Kompletterverwertung. Man sieht dort kaum

noch Menschen auf der Straße, die nicht einer lauten Dame mit hochgehaltenem Schirm folgen würden.

Diese schönsten Metropolen sind aber nicht auch die schönsten Städte des Ostens. Die schönsten Städte sind viel kleiner. Hermannstadt etwa, Fünfkirchen oder Brünn. Doch nicht Städtereisen sind der große Hit im Katalog-Osten Europas, es

ist vielmehr die Natur, die man als Reisender begehrt. Fährt man heute mit einem Reiseveranstalter in den Osten, so sind die Städte bestenfalls ein Abstecher im Programm, das Hauptaugenmerk gilt der Mutter Natur und dem Probeleben im Heu. Man lässt die Seele baumeln und die Einheimischen servieren. Das macht den Touristen geil und frustriert den dienstleistenden Osteuropäer. Er fühlt sich kolonisiert, möchte aber nicht auf das gute Geld verzichten. Das macht ihn klein. Kleiner als nötig. Es macht ihn zum Sklaven mit Gewerkschaft.

Auf das Ende der Diktatur folgte nicht nur die Freiheit, es folgte auch die Um-Normung der Gesellschaft. Brüssel war plötzlich Rom und damit im Besitz des Limes. Es wurden die westlichen Formen und Formate eingeführt, den abendländischen Werten folgten die DIN-Normen. Bisweilen gingen sie ihnen auch voraus. Die Zeit der gefühlten Freiheit war kurz, es war eine Übergangszeit. Aber auch sie überbrückte man mit Verlegenheitsgesten. In Temeswar gab es für kurze Zeit einen Verein der Herzensösterreicher.

Nicht wenige unter jenen mutigen Menschen, die den Kommunismus bekämpften, gruben sich mit diesem Kampf die eigene Existenzgrundlage ab. Sie waren auf paradoxe Weise die Protagonisten dessen, was sie bekämpften. So hatte die polnische Solidarność-Gewerkschaft, die sicherlich am meisten zum Ende des Kommunismus aktiv beigetragen hat, ihre Machtbasis auf der Danziger Lenin-Werft. Diese aber war ein Inbegriff der staatsplanerischen Misswirtschaft und als solches notgedrungen zu beseitigen, wollte man zu einer funktionierenden Marktwirtschaft kommen.

Das Jahr 1989 stand weitgehend im Zeichen der Unvernunft. Und nur diese Unvernunft, ihr Ausmaß, konnte die tektonischen Platten in Bewegung setzen. Plötzlich hatten die Menschen keine Angst mehr, und niemand wird ausreichend argumentieren können, warum das so war. Seid unvorsichtig, war die Parole des Tages. Und damit war die Stunde der Masse gekommen, und auch die Stunde der stillschweigenden Allianz zwischen dieser Masse und den oppositionellen Intellektuellen.

Es ist eine wechselvolle Beziehung im Zeichen des Missverständnisses. Die Intellektuellen meinen bis heute, das Volk habe sie auserkoren, um unter ihrer Führung zum Hauptgewinn, zur Utopie, zu gelangen. Dieses aber betrachtet die Sache zunächst einmal pragmatisch, auch den Traum vom besseren Leben. 1989 will das Volk in Osteuropa die Nomen-

Nicht wenige unter jenen mutigen Menschen, die den Kommunismus bekämpften, gruben sich mit diesem Kampf die eigene Existenzgrundlage ab



klatura und ihren Anhang weghaben, und die Russen möchte es draußen sehen.

Man will leben wie im Westen. Wie in München und Wien. Das ist auch schon alles, und es ist mehr als genug. Und es geht auch nicht darum, was jene Kaiserin-Tochter nun mit ihrem Mal-Dit vom Kuchen essen gemeint haben könnte. Die Massen auf den großen Plätzen, ob in Prag oder in Bukarest, sie brauchten 1989 zunächst einmal Redner, die ihnen Recht gaben und sie in ihren Forderungen bestärkten. Ruft man sich die Bilder jenes Herbstes in Erinnerung, stößt man überall auf die gleiche Konstellation von regimekritischen Dichtern, Sängern und Schauspielern. Das Geschehen auf den Bühnen und Balkonen folgte nicht der Dramaturgie eines Aufstands, sondern der eines Pop-Konzerts.

1989 hätte man die Nomenklatura auch durch Woodstock ablösen können. Es war egal, und was seither geschah, ist nicht die Umsetzung eines Programms, sondern die Rückkehr zur Agenda. Das Wichtigste aber: Die Osteuropäer traten aus der Isolation der Sowjetisierung heraus. 1989 schaffte den Ostblock nominell ab. Es stellte damit Mitteleuropa und den Donaauraum wieder her.

Die Rückkehr zur Normalität, die zunächst noch zur Rückkehr nach Europa veredelt wurde, war und ist ernüchternd, sie konnte gar nicht anders sein. Die Sowjetisierung hat die innere Struktur der osteuropäischen Gesellschaft erschüttert und auf Dauer deformiert. Der bolschewistische Eingriff, der das Eigentum in Frage stellte und damit den individuellen Antrieb außer Kraft setzte, der die Bürgergesellschaft auslöschte, die lebendige Kultur verbot und verbannte, kam einer Amputation gleich. Eine so reduzierte Gesellschaft musste unter Zwangsverwaltung stehen, weil sie keine innere Autorität mehr besaß. Der Gesellschaftsvertrag wurde in der Folge durch die Kollaboration ersetzt. So ist der Konformismus im Osten Teil der Hinterlassenschaft des Kommunismus.

Dieser Konformismus trifft auf sein Pendant aus dem Westen, den Konformismus der Selbstbezichtigung und des politisch Korrekten. Es sind von beiden Seiten die vom Pathos des Dialogs und der Gerechtigkeit und seiner Simulation Gezeichneten, es ist ihr diskurskonformes Werk.

Die osteuropäischen Gesellschaften hatten am Ende des Kommunismus weder ein ausreichendes Potential für die Normalität und deren Absicherung, noch war ihnen die Zeit gegeben, es zu entwickeln. Ihre unkontrollierbare Öffnung erzeugte außer dem ökonomischen Druck, dem viel beklagten, auch einen kulturellen. Zur allgemeinen Warenattacke kam die Platzierung im Karussell. Der osteuropäische Schriftsteller entdeckte den Westmarkt, und der Westmarkt entdeckte ihn. Das blieb nicht ohne Folgen für den Schriftsteller. Er wurde zum Vertreter am Runden Tisch, zum Sprecher der samtenen Revolution, zum Parteiengründer, zum DJ einer Generation X des Ostens. Man sagte ihm Ostpop und Ostmoderne nach und sein Westverlag drückte ihm eine Bahncard in die Hand.

Wer vom Donaauraum spricht, muss von seinen Prägungen sprechen. Sonst ist die gesamte Geschichte nicht zu erzählen. Wer aber von den Prägungen spricht, kommt nicht drum herum, auch von sich selbst zu sprechen. Mit anderen Worten, was suche ich in dieser Geschichte? Das frag-

te sich schon der Triestiner Magris. Und ich mich jetzt auch. Das Banat, in dem ich in den Fünfzigerjahren aufgewachsen bin, gehört zu den der Donau zugeordneten Gebieten, es ist Nebenflusslandschaft.

Aus meiner Kindheit erinnere ich drei Wörter, die mit der Donau zu tun hatten. Diese Wörter belebten unser Haus. Ich will sie Ihnen verraten. Das erste hieß Schwarzwälder Uhren, das zweite Ulmer Schachtel und das dritte, das ich aus der Schule heimbrachte, lautete Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Im Deutschunterricht wurde es als Beispiel gebracht, für eines der längsten zusammengesetzten Substantive, genau genommen: Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitän. So der Deutschlehrer. Ich hatte ihn lange im Verdacht, dass er das Wort erfunden habe.

Damals, im rumänischen Stalinismus, war die Donau weit weg, Schwarzwälder Uhren galten als präzise, und mit der Ulmer Schachtel, so ging das Gerücht, seien unsere Vorfahren die Donau runter in dieses flache Land gekommen, dass die Ungarn für ihres hielten, die Rumänen später auch, und mit den Rumänen auch die Serben. Uns hatten die Habsburger hingebacht. Damit hatten wir im 20. Jahrhundert schlechte Karten, zunächst wegen den Habsburgern, und später wegen eines anderen Österreicherers.

Alle anderen hatten ihren Territorialanspruch, wir hatten nichts, und seit dem Ende des Tausendjährigen hatten wir gar nichts mehr, wir waren nichts als Mitteleuropäer. Und Mitteleuropa war eine andere Bezeichnung für das Imperium, das Gefängnis der Völker, und ähnliche Parolen, die damals von den Donau-Anrainern in Umlauf gebracht wurden. An der rumänischen Donau wurde auf Flüchtlinge geschossen.

Die Territorialfrage hat Europa seit einem Jahrtausend zu schaffen gemacht. Kein Europäer lebt in der eigenen Vorstellung in Europa, sie alle leben in ihren nationalen Grenzen. Zumindest über diese bestehen klare Vorstellungen, wenn auch einander widersprechende. Die Gemeinsamkeiten der Europäer werden gewöhnlich durch Phänomene bezeichnet, die kaum etwas mit der Territorialfrage zu tun haben: parlamentarische Demokratie, industrielle Revolution. Zu Europa bekennen sich Völker, deren Anteil an der Herausbildung von Industrialisierung und Demokratie so unterschiedlich ist, dass Rémi Brague von »abgestufter Zugehörigkeit« spricht. Das ist auch im Donaauraum nicht anders. Auch dieser hat seine Peripherie.

Festzustellen ist, dass der zweitgrößte Fluss Europas nach der Wolga, also der längste, aus der bedeutsamen Mitte des Premiumbereichs ins Nichts der östlichen Peripherie strebt, in irgendein Schwarzes Meer, immerhin auf ein Delta zu, das sich des naturwissenschaftlichen Interesses sicher sein kann. Die Dynamik des Donaauraums beschränkt sich weitgehend auf den Mitteleuropa-Teil des Flusses. An seinem Unterlauf, der die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien bildet, ist nicht mehr viel los. Und warum? Warum wird und wird die zweite Donaubrücke zwischen Rumänien und Bulgarien nicht fertig?

Mitteleuropa mit seinem deutschen Kern aber hat wieder die Aufgabe des Wertetransfers zwischen West und Ost. Das ist seit dem Mittelalter so gewesen, seit dem Römischen Reich deutscher Nation, der Hanse und der deutschen Ostkolonisation. Mitteleuropa ist Durchgangsraum und Waage, Balance für Ost und West. Sein Fahrwasser ist wieder die Donau.

1989 hätte man die Nomenklatura auch durch Woodstock ablösen können



Fortsetzung von Seite 3

Dieses europäische Gesamtschema wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vom Fall des Eisernen Vorhangs und dem Kalten Krieg durchbrochen. Die Halbierung Europas entlang einer Linie bei Triest, vor Rostock und hinter Helsinki hat die Nabelschnüre Europas durchgetrennt, und eine Dichotomie erzeugt, die gegen die Projekte ganzer Völker stand, wie der Balten, Polen, Tschechen, Slowaken, Ungarn, Slowenen und Kroaten. Mitteleuropa verlor seinen realen Bestand. Es verschwand von der Landkarte.

Der Mitteleuropa-Begriff triumphierte zwei Mal im 20. Jahrhundert, an dessen Anfang und Ende. Während des Ersten Weltkriegs formulierte der nationalliberale Politiker Friedrich Naumann den Mitteleuropagedanken als Instrument des deutschen Hegemonialanspruchs in der Mitte Europas, und vor allem dem slawischen Osten gegenüber, was die Betroffenen nicht besonders amüsierte, wie man bei dem ersten tschechoslowakischen Staatspräsidenten Tomas Masaryk nachlesen kann.

Beim zweiten Mal, beginnend mit den siebziger Jahren und vor allem in den Achtzigern, meldeten sich Schriftsteller aus dem Ostblock zu Wort. Sie benutzten die Mitteleuropafrage, um die Zugehörigkeit ihrer Nationen zu Europa, besser zum Westen, und ihre Nichtzugehörigkeit zu Russland zu demonstrieren. Es ging um die Frage, wo die Grenze zwischen Russland und dem Westen verläuft. Damit versuchte man sich dem Westen in Erinnerung zu rufen und führte ein Kompendium kulturhistorischer Argumente ins Feld. Milan Kundera, György Konrád und Danilo Kiš waren die Sprecher der Bewegung.

Die Zugehörigkeit zu Mitteleuropa begründete den Anspruch auf die Aufnahme in die EU kulturhistorisch. Da nach 45 Jahren Kommunismus die Wirtschaft überall in einem desolaten Zustand war, die Institutionen leere Hüllen darstellten und die zivile Gesellschaft dezimiert erschien, wurden Geschichte und Kultur zu den Hauptbegriffen der Debatte. Der Westen galt als Ort der Rettung, der Osten als Abgrund.

Ein wichtiger Indikator für das Gleichgewicht einer Gesellschaft ist das allgemein akzeptierte Verhältnis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sprich: Wie viel Vergangenheit braucht diese? Wie viel Gegenwart weiß sie sich zu verschaffen? Wie viel Zukunft billigt sie sich zu?

Die Kommunisten haben die Symbolik der Zukunft verbraucht. Ohne diese über den Tag hinausreichende Orientierung aber geht es nicht

Die Zeiten, in denen die Vergangenheit eine ungeteilte Bedeutung für die Gegenwart haben konnte, sind längst vorbei, auch in Ostmitteleuropa. Nur noch Extremisten berufen sich lautstark auf die vergangene Größe, und das ist denkbar schlecht. Die Vergangenheit hat so nicht nur ihren romantischen Zug verloren, sie hat auch ihren beseelenden Impuls eingebüßt. Im Ergebnis hat die heutige Gesellschaft seit 1989 rasant an Gedächtnis verloren. Das hat auch damit zu tun, dass die Geschichte auf das 20. Jahrhundert reduziert wurde. Nach dem Ende des Kommunismus wurde dieser allzu schnell zur Vergangenheit erklärt, um ihn aus der Gegenwart zu entfernen, damit aber rückte das Problem der Aufarbeitung in den Vordergrund.

Das aber war wohl ein Fehlschluss, ein fataler sogar: Eine nicht aufgearbeitete Vergangenheit wirkt weiter. Vom Schweigen haben etliche der Täter profitiert, sie konnten erneut Karrieren machen, aber das ist nicht das Problem. Dieses besteht vielmehr darin, dass die Gesellschaft es versäumt hat, eine Debatte über die Vergangenheit zur eigenen Identitätsklärung zu nutzen. Genau das aber fehlt jetzt.

Eines der größten Wagnisse bei der Neuordnung der Verhältnisse in Ostmitteleuropa war die Einrichtung einer illusionslosen Gesellschaft. Die Kommunisten haben die Symbolik der Zukunft verbraucht. Ohne diese über den Tag hinausreichende Orientierung aber geht es nicht. Und schon längst nicht voran. Eine Zukunft hat eine Gesellschaft nur, insofern sie eine Vorstellung von dieser Zukunft hat. Es ist im heutigen Europa die Vorstellung von der Haltbarkeit der eigenen Gemeinschaft, von der Haltbarkeit ihrer Werte. Darüber nachzudenken, meine ich, ist auch im Donauraum, in Ost und West, sinnvoll.

RICHARD WAGNER, geboren 1952 in Lovrin (Rumänien), arbeitete nach seinem Studium der Germanistik und Rumänistik in Temeswar als Deutschlehrer und Journalist. Mitglied des Schriftstellerfreundeskreises *Aktionsgruppe Banat*. 1987 verließ er nach Arbeits- und Publikationsverbot zusammen mit seiner damaligen Ehefrau Herta Müller Rumänien und lebt seitdem als freier Schriftsteller in Berlin. Wagner ist Mitglied des publizistischen Netzwerks *Die Achse des Guten*. Werke (Auswahl): *Die Muren von Wien* (Roman, 1990); *Miss Bukarest* (Roman, 2001); *Der leere Himmel. Reise in das Innere des Balkan* (Essay, 2003); *Der deutsche Horizont. Vom Schicksal eines guten Landes* (Essay, 2006); *Es reicht; Gegen den Ausverkauf unserer Werte* (Essay, 2008); *Belüge mich* (Roman, 2010).
Richard Wagner liest am Samstag den 29.10.2011 um 18.00 Uhr im Odeon



Alte Schmiede, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen

Impressum: *Der Hammer* – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 52/2011 | Redaktion und Mitarbeit: Walter Famlir, Erich Klein, Jurica Pavčić, Richard Wagner. Foto: Lothar Deus. Koordination: Petra Klien. Alle: A-1010 Wien, Schönlaterngasse 9. Telefon 0043(1)512 83 29 Fax 0043(1)513 19 629 e-mail: petra.klien@alte-schmiede.at | *Der Hammer* 52 erscheint in einer Auflage von 32.000 Exemplaren als Beilage zum *Augustin*, Oktober 2011, Nummer 307. Grafische Gestaltung: fuhrer





Jurica Pavičić Der Schlangentöter

Beginn einer Erzählung

1. Am dreizehnten März erschien ein Militärkurier an unserer Haustür in Trogir. Als er klingelte, hatte meine Mutter ihren Mokka gerade zur Hälfte getrunken. Sie öffnete, und er übergab ihr einen weißen Zettel mit Siegel. Damit begann für mich die Verteidigung der Heimat.

Der Zeitpunkt war denkbar schlecht. Für so etwas wie die Mobilisierung gibt es natürlich keinen uneingeschränkt günstigen Zeitpunkt, doch in meinem Fall kam die Einberufung im absolut falschen Moment. Denn an diesem Morgen, als der Kurier meine Mutter beim Kaffeetrinken unterbrach, war es fünf Jahre her, dass ich in Kašteli den Kiosk eröffnet hatte, einen kleinen bescheidenen Laden, in dem ich Eis, Zeitungen und Strandbedarf verkaufte. Kurz zuvor hatte ich noch größere Ladenräume angemietet, etwas weiter unten an der Uferpromenade. Ich hoffte mit dem Verkauf von Keramikfliesen die erste Million zu verdienen. Die Pakete mit italienischen Fliesen warteten schon am Zoll, als der Zettel ins Haus kam.

Ich erinnere mich noch gut an diesen Morgen. Seit acht in der Früh hatte ich die Wände des neuen Ladens gestrichen. Als die Zweiuhren Nachrichten begannen, stellte ich die Arbeit ein, wusch Pinsel und Rollen aus und ging nach Hause zum Mittagessen. Mutter zeigte mir den Zettel gleich an der Tür und noch dort dachte ich: Ein wirklich ungünstigster Zeitpunkt.

In den Nachrichten um halb acht zeigten sie das brennende Šibenik, in Zadar und Županja waren alle vor dem Granatenbeschuss in die Luftschutzbunker geflüchtet. In Bosnien schien der Krieg kurz vor dem Ausbruch zu stehen. Ich jedoch dachte nicht daran, was ich der Heimat schuldete, dachte nicht an unsere Trikolore, die golden lächelnden Weizenfelder meiner Heimat, unserer Schönen. Ich dachte daran, dass ich die ganze Zeit die Miete für beide Ladenräume bezahlen musste, und der an der Uferpromenade war verdammt teuer. Ich dachte, dass die kleine Željka, die nachmittags im Kiosk arbeitete, in die eigene Tasche wirtschaftete und ich sie noch immer nicht erwischt hatte. Ich dachte daran, dass die Fliesen bleiben würden, wo sie waren, beim Zoll. Die Einberufung kam im ungünstigsten Moment, und bei uns ist es nicht wie in der Großstadt: Wenn du hier der Einberufung nicht folgst, spricht sich das herum, die Leute reden darüber und zeigen mit dem Finger auf dich.

Auf der Einberufung stand, ich müsste mich in Split im Mobilisierungszentrum in der Sukošanska einfinden. Es stand keine Uhrzeit dabei nur ein drohendes SOFORT und ich solle nicht mit dem eigenen Auto kommen. Mutter rief meinen Onkel an, erklärte was geschehen war und bat ihn, mich nach Split zu fahren.

Nach einer viertel Stunde fuhr mein Onkel in seinem *Stojadin* vor. Ich hatte in der Zwischenzeit gepackt, hatte Rasierapparat, Zahnbürste, Taschenmesser, Dosenöffner und ein Mortadellasandwich in die Tasche gestopft. In der anderen Hand trug ich den Schlafsack und legte alles in den Kofferraum des *Stojadins*. Er müffelte nach Terpenin und Öl.

Das Gebäude in der Sukošanska hatte eine große, von Granatsplittern durchlöchernte Toreinfahrt. Der Onkel machte vor der Einfahrt den Motor aus und legte mir die Hand auf die Schulter. Ich schaute ihn an, dann das Tor, schließlich verabschiedete ich mich und stieg aus. Ich musste allein weiter, ab hier konnte der Onkel nichts mehr tun.

2. Der Korridor der Kaserne war voller junger, unruhiger Männchen. Sie waren leicht zu erkennen: alles Jungs aus der Stadt, mit Ohringen, gefärbten Haaren und T-Shirts von *Diesel*. Sie spielten weiter den großen Macker, doch sie schienen aufgewühlt wie Seelen im Fegefeuer. Gestern noch hatten sie Nachrichten geschaut und denen auf der anderen Seite auf die serbische Mutter geschissen. Jetzt war alles anders, jetzt ging es um sie. »Ein Waffenstillstandsabkommen käme jetzt gut«, sagte der Typ neben mir und bot mir einen Orbit-Kaugummi an. Er war hübsch, auf dem Kopf eine gelbe, wuschelige Mähne. Ich lehnte den Kaugummi ab, andernfalls hätte ich wohl sofort auf den Garnisonsflur gekotzt. »Ich bin Edi«, sagte der Gelbschopf und zog einen Kaugummi. »Dino«, sagte ich und gab ihm die Hand.

Ein Schreiberling sammelte die Einberufungsbefehle ein und schrieb unsere Namen in ein Buch. Sie führten uns in einen Raum, der wie ein Klassenzimmer aussah, nur größer. Nach einer elendig langen Zeit betrat ein Offizier den Raum und das Gemurmel erstarb.

Die Rangabzeichen auf seinen Schultern waren ein dichtes Gestrüpp goldener Sternchen, das ich nicht deuten konnte. Er war eingezwängt in eine perfekte nagelneue Uniform, die seinen großen Bauch verbarg. Er begrüßte uns und wir glotzten ihn schweigend an. »Damit wir uns verstehen«, sagte er. »Das hier ist keine militärische Übung. Kein Manöver und auch keine Reserveübung. Das ist der Krieg.«

Das sagte er und eisiger Schmerz durchfuhr meinen Bauch, als zöge jemand einen Draht durch meinen Blinddarm.

»Ihr wollt wissen, wohin es geht«, sagte er. »Es geht runter, nach Süden, in die Nähe von Dubrovnik. Der Ort heißt Hutovo, sucht ihn nicht auf der Karte, ihr werdet ihn nicht finden. Draußen stehen Busse, die bringen euch hin. Mehr habe ich euch nicht zu sagen.« Er verstummte und ergänzte dann: »Viel Glück. Einige von euch werden nicht zurückkommen, aber die meisten schon. Vergesst das nicht.«

Ich blickte durch den überfüllten Raum. Viele Männer mit vollen Hosens. Der Dicke hatte zu uns gesprochen, als wären wir erbitterte Konkurrenten – um einen tollen Job oder bei einer Aufnahmeprüfung.

Vor dem Gebäude standen tatsächlich Busse. Es wimmelte vor Männern in Uniform – Fahrer, Offiziere, Militärpolizisten. Ein unrasierter Fahrer stand neben seinem Jeep und rauchte. Edi trat zu ihm. »Wir gehen in irgend so ein Hutovo. Wie ist es dort? Sehr schlimm?«, fragte der Gelbschopf. Der Unrasierte zertrat seine Kippe. »Alles die gleiche Scheiße«, sagte er, »genau die gleiche Scheiße.«

In den Nachrichten um halb acht zeigten sie das brennende Šibenik, in Zadar und Županja waren alle vor dem Granatenbeschuss in die Luftschutzbunker geflüchtet. In Bosnien schien der Krieg kurz vor dem Ausbruch zu stehen



Fortsetzung von Seite 5

Wir stiegen in die Busse. Sie waren alt und bunt, in weiß Gott welchem bankrotten Unternehmen beschlagnahmt. Ich saß auf meinem Sitz und blickte auf Edis gelben Scheitel.

Ich erinnerte mich, was der Dicke gesagt hatte. *Einige von euch werden nicht zurückkommen, aber die meisten schon. Vergesst das nicht.*

Ich vergaß es nicht, nicht eine Sekunde. Die einzige wichtige und letzte Frage – auf welcher Seite würde ich stehen, wenn die Linie gezogen wurde.

3. Wir übernachteten in einem Dorf an der Neretva, schliefen in einer Schule an den Rändern des Flusses, umspült von schlammigem Wasser. Wie die Schule war das ganze Dorf umgeben von Tümpeln und Flussarmen, feucht und schmutzig. Um uns herum vermoderten Flussboote, Stechmücken stiegen am Abend in Schwärmen auf und das Wasser wurde zäh und dunkel wie flüssiges Pech.

In der Dämmerung brachten sie uns mit Pinzgauern ins Dorf. Die Kinder umringten und betrachteten uns verwundert: Nicht Soldat, nicht Zivilist – Soldaten, doch ohne Uniform. Die Kinder stanken nach Morast. Sie schienen überzogen von einer porösen Schicht getrockneter gelber Erde. Später sahen wir die Erwachsenen. Sie hatten die gleiche Haut, schmutzig gelb unter Schichten von getrocknetem Schlamm.

Wir schliefen in den Unterrichtsräumen, die Schlafsäcke auf dem Parkett ausgebreitet. Ich richtete mich unter einer Landkarte Asiens ein und öffnete meinen Schlafsack. Edi legte sich neben mich. »Sieh mal, was ich hier habe«, sagte er und zog Karten hervor. Es war ein italienisches Blatt und wir spielten *Briškula*. Er spielte besser und schlug mich vier zu null. Ich hatte zweimal einen Trumpf übersehen.

Noch vor dem Morgengrauen weckte mich die Kälte. Der Unterrichtsraum roch nach schimmeligem und angesengtem Parkett. Draußen war es noch dunkel. Bei der Kälte hatte ich keine Lust, den Schlafsack zu verlassen. Ich starrte an die Decke des Raumes und lauschte dem Atmen, Schnarchen und Pfeifen von dreißig Männern. Um vier Uhr vierzig hörte man draußen Motorengeräusche und Stimmen. Dann wurde es wieder still.

Nicht lange. Die Tür des Unterrichtsraums ging auf und jemand schaltete das Licht ein. Uniformierte kamen herein. »Guten Morgen«, sagte einer und trat näher. Er hatte einen Bart und trug eine Brille mit runden Gläsern. Er sah aus wie ein Bücherwurm, ein Professor der Philosophie.

»Steht auf«, sagte der Philosophieprofessor, »nebenan gibt es Milchkaffee und Frühstück. Danach verteilen wir die Ausrüstung.«

Edi hatte einen unglaublichen Appetit. Er verdrückte drei Konserven Hühnerleberwurst und einen viertel Laib Brot. Ich trank ein wenig Milchkaffee (in Wahrheit eine Zichorienbrühe mit Milch) und versuchte einen Bissen Brotrinde hinunterzubekommen. Als ich das Gebäude verließ, umwehte mich der Geruch von Morast. Ich spuckte die Brotrinde aus und ging meine Ausrüstung holen.

Sie übergaben uns Uniformen, Gürtelzeug und Stiefel. Die Kleidung roch nach Autositzbezügen und die Stiefel nach Leder. Danach gaben sie uns Waffen.

Sie verteilten sie im Unterrichtsraum. Die automatischen Gewehre lagen harmlos auf einem filzbezogenen Tisch. Wir trugen uns in ein Buch ein und nahmen die Gewehre. Als die Zeremonie vorüber war, standen wir eine Weile wie Trottler herum und hantierten ungeschickt mit dem neuen Spielzeug. Ich erinnerte mich, wie wir als Kinder Krieg gespielt hatten und mit Lorbeer- oder Maulbeerästen über den Hof gejagt waren. Menschen werden erwachsen, doch manche Dinge ändern sich nicht.

Der Philosoph betrat den Raum mit einer Kalaschnikow in der Hand. Er stellte sich vor. Er hieß Boris, Hauptmann Boris, und war von nun an unser Befehlshaber. »Ist hier einer, der nicht mit der Zigeunerin schießen kann?«, fragte er.

Alle schwiegen. Niemand meldete sich. Wer sollte nicht mit einer Kalaschnikow schießen können? Die Deutschen oder Schweden konnten das vielleicht nicht, aber hier konnte das jeder, jeder konnte dir zeigen, wie man eine Kalaschnikow auseinander nimmt, sie lädt und mit ihr feuert.

»In Ordnung«, sagte Hauptmann Boris und verließ den Raum.

Sie steckten uns in die Pinzgauer. Die Fahrt dauerte lang. Zunächst fuhren wir über Asphalt, dann bog der Laster zwischen zwei Gräben auf eine Schotterstraße. Ich blickte zu Edi. Auch er war zusammengesuckt.

Das war es gewesen mit Asphalt. Das war es gewesen mit der normalen zivilisierten Welt – wir waren *dort*, am Arsch der Welt, in Vietnam.

4. Der Sektor, den wir abdeckten, glich einem menschlichen Hintern. Er bestand aus zwei runden bauschigen Hügeln, die durch einen Einschnitt getrennt waren. Entlang des Einschnitts führte eine Straße, sie schlängelte sich durchs Tal, stieg bis zum Einschnitt hinauf und verschwand auf der Seite des Feindes.

Die Stellungen waren auf der Hügelkuppe. Es waren schlampig aufgehobene flache Gräben, unser Werk oder das der anderen, doch offensichtlich das Werk von jemandem, der glaubte, hier nicht lange ausharren zu müssen. Über die Mauer aus Sandsäcken bot sich eine schöne Aussicht. Man konnte das ganze Tal überblicken, die Straße, die sich nach Dubrovnik schlängelte, weiter im Landesinneren die Schnee bedeckten Berge der Herzegowina. Man konnte auch die Gräben der Montenegriener sehen, eingegrabene Panzer und getarnte Fahrzeuge. Wir beobachteten sie, sie beobachteten uns, und in der Regel geschah nichts.

Wir schliefen in einem verlassenem Dorf, in Schuppen, zwischen Feigen- und Kastanienbäumen verstreut. Das Dorf war zwölf Kilometer vom Hügel entfernt, was bedeutete, dass wir bis zu den Stellungen zweieinhalb Stunden marschieren mussten. Hauptmann Boris sagte, wir könnten uns nirgendwo sonst einrichten, näher gebe es kein Dorf, die Front sei durchlässig und es gebe verirrte Patrouillen.

In der Dämmerung ließen wir uns nieder. Edi und mir wurde die ehemalige Räucherammer zugewiesen. Das war ein Schuppen aus grauen Zementblöcken, innen schwarz vom Rauch. Von den Balken hingen Haken, an die irgendwann irgendjemand Schinken und Würste gehängt hatte. Geblieben waren nur die Haken.

Als wir die Schlafsäcke ausrollten, kam der Hauptmann herein. Er setzte sich auf einen Holzklotz und fragte, ob alles in Ordnung sei. Dann trug er unsere Namen in ein Heft ein und fragte, was wir in unserem zivilen Leben von Beruf seien.

»Ich bin Elektriker. Bei der Post« antwortete Edi. Auch ich sagte, wie ich mein Geld verdiente. »Und Sie?«, fragte ich anschließend. »Ich bin Lehrer«, antwortete der Hauptmann. »Philosophie?«, fragte ich. »Nein«, lachte er, »Biologie.«

Dann erhob er sich. »Wir sind Nachbarn«, sagte er. »Ich schlafe gleich nebenan, in der Sommerküche.«

5. Da wir einen fast dreistündigen Marsch vor uns hatten, weckte der Wachhabende die neue Schicht jeden Morgen um vier Uhr. Wir zogen uns an, nahmen die Ausrüstung und erreichten die Anhöhe vor der Morgendämmerung. Eine Schicht dauerte 24 Stunden.

Es war eine ruhige Zeit. Die Front war für einige Zeit in Starre verfallen und bewegte sich nicht von der Stelle. Am Vormittag erklangen



auf beiden Seiten die Geschütze, ab und an kamen die Panzer aus den Löchern und nahmen die jeweils andere Seite unter Beschuss – das war mehr oder weniger alles. Infanterieangriffe gab es nicht, Monate lang bekamen wir den Feind nicht zu Gesicht. Wenn die Artillerie feuerte, steckten wir die Köpfe in die flachen Gräben und warteten, dass das Geballere aufhörte. Auf der Anhöhe konnte man es aushalten.

Aber nicht die Tage waren das Problem, sondern die Nächte. Die Dunkelheit kam früh, die ganze Nacht durfte man nicht einschlafen und hinter dir lag eine Nacht mit zu wenig Schlaf, unterbrochen noch vor dem Morgengrauen. Ich hatte vorher nicht gewusst, dass Müdigkeit schmerzen kann, wie Hunger oder Kälte. Wir hatten Visionen vor Müdigkeit. Ich sah Skelette in den Ästen schaukeln, in einem Eichenast erkannte ich eine Hand mit einer Handgranate, im Nebel bewegten sich menschliche Körper. Die Unerfahrenen schossen auf die Erscheinungen, warfen Granaten in den Nebel und das Eichenwäldchen und die gesamte Front antwortete mit panischem Gegenfeuer, ganz genau so, wie ein Dorfköter mit seinem Geklaffe alle anderen weckt.

Der Weg zog leicht staubig und eben durchs Tal, er war nicht ausgefahren und holprig wie jener, der uns hierher gebracht hatte. Es war ein guter Weg. Doch über den weichen Staub konnte man sich gut anschleichen, leichter als über Schotter, der unter den Füßen knirscht und prasselt. Der Professor sagte uns, dieser Weg sei der eigentliche Grund unserer Anwesenheit. »Hier dürfen sie nicht durch«, sagte er. »Sonst fallen sie uns mit ihren Panzern in den Rücken und dann bekommen wir ganz schön eins auf die Mütze.« Deshalb mussten wir den Weg bewachen.

Boris befahl, neben dem Weg einen Graben auszuheben und ein Panzerabwehrgeschütz in Stellung zu bringen. Die Jungs hoben den Graben unter einer Eiche aus, die angenehmen Schatten spendete. Aus dem Graben blickte man auf eine lange Biegung mit Schotterbelag. Der Hauptmann befahl einen Raketenwerfer zum Graben zu bringen. »Für dich gibt es keine Schichten mehr«, sagte er zu dem Mann am Raketenwerfer. »Du wirst 24 Stunden hier sein.« Der Mann am Raketenwerfer beschwerte sich nicht: Er musste nicht mehr zu den Stellungen auf dem Hügel marschieren, kein Geschirr spülen und nicht mehr das Lager bewachen. Er würde den ganzen Tag unter der Eiche sitzen, auf sein Essen warten und aufpassen, dass die anderen nicht die Straße entlangkamen. Der Hauptmann zeigte mit dem Finger auf Edi. »Zur Sicherheit bleibst du bei ihm. Hol deine Sachen.«

Edi und der Mann am Raketenwerfer richteten sich dauerhaft an der Straße ein. Wenn um zwölf Uhr das Essen kam, schickte der Hauptmann jemanden mit der warmen Mahlzeit, Konserven und Brot zu ihnen. Schließlich entschied er, dass ich diese Aufgabe übernehmen würde.

Das passte mir nicht. Es bedeutete zwei Märsche am Tag durch die Hitze, zwei Märsche, während derer mich eine Granate treffen oder ich unter Beschuss geraten konnte. Dafür musste ich nicht mehr auf der Hügelkuppe Wache schieben. Ich musste keine Angst mehr vor Infanterieangriffen haben. Die Nächte schlief ich durch. Aber jeden Nachmittags lief ich mit dem Essen im Tragegestell übers Feld und betrachtete die scharfen Felsen. Wenn der Beschuss anfang, konnten die Felsbrocken tödlich sein, jeder einzelne zerbarst in Hunderte von Kalksplintern, die Sehnen durchtrennten oder Gelenke und Gliedmaßen einfach zertrümmerten. Ich beneidete Edi und wäre gern an seiner Stelle gewesen, im tiefen Schatten der Eiche, in Erwartung des Phantompanzers, der niemals um die Biegung kommen würde.

So vergingen die Tage. Morgens hörten wir von der vordersten Frontlinie die Geschütze, doch das Dorf war zu weit entfernt, um etwas abzubekommen. Wenn der Morgen fortgeschritten war, hörte das Donnern auf. Genau um zwölf kam der Laster mit dem Mittagessen. Ich

aß schnell, schnallte das Gestell auf den Rücken und brachte Edi und dem Mann am Raketenwerfer das Essen. Ich ging zügig über den weichen warmen Staub und horchte aufmerksam. Monate des Krieges hatten Vögel und Tiere vertrieben und das Tal war erschreckend ruhig. Ich horchte in die Stille und fürchtete nur ein Geräusch: das Donnern der Mörser und Granatwerfer.

Die Männer um mich waren gewöhnliche Leute – Leute, die einen jeden Tag umgaben, im Bus oder auf dem Fischmarkt, über die man nicht nachdachte und die nicht auffielen. Sie waren alt und jung, dickbäuchig und schlank, Drogenabhängige und Alkoholiker, Feiglinge und Helden. Die Älteren waren verfressen: Sobald der Laster kam, umschwirrten sie die Kisten mit Essen, versuchten mehr Bohnen, eine zusätzliche Wurst oder noch ein Stück Schokolade zu ergattern. Die Jüngeren fläzten auf der Wiese, drehten sich Joints, sie rauchten und glotzten in den klaren Dorfhimmel. Sie waren alle der Reihe nach schrecklich gewöhnlich – alle außer Boris, dem Prof.

Er war nicht gewöhnlich, er war anders. Er kam selten aus seiner Küche, ging schlafen, wenn es Nacht wurde, und trank nicht. Wenn er nachts Dienst hatte, verbrachte er die Zeit damit, den immer gleichen dicken Wälzer zu lesen. Auf dem Tisch des Diensthabend stand der Radioempfänger, der ab und zu rauschte und leuchtete wie ein Teufelsapparat. Mit diesem Gerät erstattete Boris morgens und abends Bericht, ansonsten horchte er, las in dem dicken Buch und machte sich Notizen. Einmal nutzte ich seine Abwesenheit und schlug das Buch auf. Es ging um Käfer. Auf den Seiten waren Zeichnungen von Maikäfern, Küchenschaben, Hirschkäfern, Glühwürmchen und Gottesanbeterinnen, an den Rändern in winziger Schrift die Notizen des Profs. Ich blätterte weiter. Das nächste Kapitel war den Ameisen gewidmet. Auf jeder Seite war die Zeichnung einer andersartigen Ameise, zig Arten in unterschiedlichen Farben und Größen, mit unterschiedlichen Lebensgewohnheiten.

»Sie führen auch Krieg«, ertönte es hinter mir. Der Prof hatte mich beim Spionieren ertappt. »Schau ruhig, wenn es dich interessiert«, sagte er, als ich hastig das Buch sinken ließ. »Normalerweise lesen die Leute Romane.« »Ich schreibe meine Magisterarbeit. Besser gesagt, ich war dabei sie zu schreiben.« »Über Käfer?« »Ja.« »Über ihre Kriegsführung?«

»Nicht genau darüber. Aber ich spiele tatsächlich mit dem Gedanken, seit das ganze hier angefangen hat.«

Das Licht der Petroleumlampe flackerte. Das Radio blinkte und knisterte und gab Bruchstücke von Befehlen und Berichten wieder. Wir hörten Gesprächsfetzen aus anderen Stellungen, Gespräche anderer Leute an anderen Orten. Ich legte das Buch auf den Tisch. Von der aufgeschlagenen Seite blickte mich ein bunter exotischer Käfer an. Jemand anderem erscheinen auch wir so, dachte ich. Bunt, fremd, etwas eklig. Wie eine niedere Art, die aus irgendwelchen Gründen Krieg führt gegen eine ihr ähnliche Art. Eine Art würdig der Beschäftigung, eine Art, die man mit der Pinzette berührte, die Hände sorgfältig mit Laborhandschuhen geschützt.

JURICA PAVIČIĆ, geboren 1965 in Split (Kroatien), studierte Vergleichende Literaturwissenschaften und Geschichte. Seit 1991 arbeitet er als Journalist, Film- und Literaturkritiker. Pavičić war in den Kriegsjahren 1992/93 neun Monate lang Soldat. Sein erster Roman *Nachtbus nach Triest* (dt. 2001) handelt von seinen Erfahrungen während dieser Zeit. Das Buch wurde 2001 verfilmt und bekam 2004 den Friedenspreis der Berlinale. Werke (Auswahl): *Ovce od gipsa* (1997, dt. *Nachtbus nach Triest*, 2001); *Straßenpatrouille*. Erzählungen, (2008).

Jurica Pavičić liest am Sonntag den 30.10.2011 um 16.00 Uhr im Odeon



Literatur im Herbst: Via Donau

28.–30. 10. 2011 | Theater Odeon, Taborstraße 10, 1020 Wien | Eintritt frei! | www.alte-schmiede.at

FREITAG, 28.10.2011

19.00 Uhr

Begrüßung

Walter Famler

Generalsekretär Alte Schmiede
Kunstverein Wien

Eröffnung

Dr. Andreas Mailath-Pokorny

Stadtrat für Kultur und Wissenschaft

Eröffnungsvortrag

László Földényi

Welche Farbe hat die Donau?

Pause

20.00 Uhr

Autorendialog I

Weißer Donau – Schwarzes Meer

Christoph Ransmayr

liest aus *Die letzte Welt*

Ilija Trojanow berichtet von der
Gefangeneninsel Belene

21.15 Uhr

Autorendialog II

Michal Hvorecký

liest aus *Die amerikanische Donau*

Übersetzung, Einleitung und Gespräch:

Michael Stavaric

SAMSTAG, 29.10.2011

11.00 Uhr

Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Werkstattgespräch I:

*Österreich – ungarische (Alb)Träume
1848, 1918, 1956, 1989*

György Dalos im Gespräch mit

Norbert Leser

Moderation: Erich Klein

Ab 16.30 Uhr Lesungen im Theater Odeon

16.30 Uhr

Lesung

Peter Zimmermann

liest aus *Last Exit Odessa*

Einleitung: Erich Klein

17.15 Uhr

Lesung

Sreten Ugričić

liest aus *An den unbekanntem Helden*

Einleitung: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung.

18.00 Uhr

Lesung

Richard Wagner

liest aus *Belüge mich*

Einleitung: Erich Klein

Pause

19.30 Uhr

Gespräch: *Über Fluss- und Zeitenläufe*

mit György Dalos, Mircea Dinescu,

Wolfgang Müller-Funk, Erwin Riess,

Richard Wagner

Moderation: Walter Famler und Erich Klein

21.00 Uhr

»... Was aber jener tuet, der Strom

Weiß niemand« – Gedichte an die Donau

Mircea Cărtărescu

Mircea Dinescu

Zsuzsanna Gahse

Dragana Mladenović

Richard Wagner

Moderation: Alida Bremer

Musikalische Improvisation: Andrej Serkow

SONNTAG, 30.10.2011

11.00 Uhr

Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Werkstattgespräch II:

Die Denkmäler des Bogdan Bogdanović

Eine Diamantée mit Friedrich

Achleitner

Gespräch und Moderation: Erich Klein

Ab 16.00 Uhr Lesungen im Odeon

16.00 Uhr

Lesung

Jurica Pavičić

liest aus *Der Schlangentöter*

Einleitung und Gespräch: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung.

16.45 Uhr

Lesung

Michael Martens

liest aus *Heldensuche. Die Geschichte des*

Soldaten, der nicht töten wollte

Einleitung und Gespräch: Erich Klein

17.45 Uhr

Lesung

László Végel

liest aus *Bekenntnisse eines Zuhälters*

Einleitung: Alida Bremer

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung.

18.30 Uhr

Lesung

Michail Schischkin

liest aus *Venushaar*

Einleitung und Gespräch: Erich Klein

Pause

19.30 Uhr

Lesung

Mircea Cărtărescu

liest aus *Der Körper – zweiter Teil der*

Orbitor-Trilogie

Einleitung: Erich Klein

Robert Reinagl liest die deutsche Übersetzung.

20.15 Uhr

Lesung

Oswald Egger

liest aus *Donaudelta – Schlangeninsel*

Einleitung: Erich Klein

PROLOG I

MITTWOCH, 26.10.2011

19.00 Uhr

20., Am Brigittener Sporn, Schiff *MS Stadt Wien*

(Straßenbahn D, Haltestelle Nussdorf)

Empfang des »schwimmenden Literaturhauses« *MS Stadt Wien*

Lesung

Dana Grigorcea

Erwin Riess

Konzert

Tschuschenkapelle

PROLOG II

DONNERSTAG, 27.10.2011

19.00 Uhr

Alte Schmiede

Schmiedewerkstatt

1., Schönlaterngasse 9

László Végel *What Is Yugoslavia?*

Mit Karl Hoess

Projektionen: Thomas Reinagl

Regie: Lucas Cejpek